

Rezension in: *Südwestfunk/Süddeutscher Rundfunk*, Programm S 2 Kultur, 3. 9. 1997, 14.30 h ("Buchzeit").

„Ich lag auf Deck in der Märzsonne. Oft stand ich stundenlang an der Reling und starrte aufs Meer. Unter den Gästen waren einige Amerikaner, mit denen ich meine Englischkenntnisse ausprobierte. Wir sprachen über die Neue Welt und die Überraschungen, die Amerika zu bieten hätte.

„Was wollen Sie drüben machen?“ fragte mich ein Amerikaner.

„Schreiben“, sagte ich.

„Sie sind Schriftsteller?“

„Ja“, sagte ich.

„Haben Sie denn einen Verlag?“

„Noch nicht“, sagte ich, „ich nehme aber an, daß ich zu einem Bestsellerverlag gehe.“

„Darf man fragen, wie Ihr Buch heißt?“

„Es heißt *Das Nachtsyfl*“, sagte ich. „Ich könnte den Titel natürlich ändern.“

„Sie könnten den Titel auch kürzen, zum Beispiel anstatt *Nachtsyfl* bloß *Nacht*.“

„*Nacht* ist nicht schlecht“, sagte ich.“

Diese Textpassage findet sich auf den letzten Seiten von Edgar Hilsenraths neuestem Roman „Die Abenteuer des Ruben Jablonski“. Jablonski ist gerade einmal einundzwanzig, und daß er Schriftsteller sei, kann man nicht gerade behaupten. Er hat bisher ein paar Seiten für einen Roman an Kaffeehaustischen in Tel Aviv zu entwerfen versucht, und ist nun per Schiff unterwegs nach Amerika. Auf den dreihundert Seiten zuvor wird uns die Geschichte der Kindheit und Jugend dieses Jablonski erzählt. Es ist die Geschichte der Kindheit und Jugend eines deutschen Juden, der 1938 Deutschland verlassen muß, mit seiner Familie zu Verwandten nach Rumänien flieht, von dort 1941 in ein hastig errichtetes Ghetto, die ukrainische Ruinenstadt Moghilev-Podolsk deportiert wird, zu Ende des Krieges zu Fuß nach Rumänien zurückkehrt, bevor er quer durch den Balkan und Kleinasien in das gerade im Entstehen begriffene Israel illegal einwandert. Die Lakonie, ja Leichtigkeit, mit der dieser Roman ausklingt, mag verblüffen, vor allem wenn man weiß, daß Hilsenrath hier die Geschichte seiner eigenen Jugend erzählt. Auch er wanderte 1951 in die Vereinigten Staaten aus und wahrscheinlich begann auch er an seinem ersten Roman „Nacht“ im damaligen Palästina zu schreiben. Die deutsche Ausgabe dieses Buches blieb 1964 weitgehend unbeachtet. Hilsenraths nächster Roman „Der Nazi und der Friseur“ erschien zunächst nur in englischer Übersetzung. Erst nach einem gro-

ßen Taschenbucherfolg in den USA wagte ein kleiner Kölner Verlag 1977 die deutsche Erstveröffentlichung. Die Zurückhaltung hatte ihre Gründe. Denn hier schrieb auf einmal ein Betroffener, jemand, der Verfolgung und Deportation am eigenen Leibe erfahren hatte, in einer Weise über den Holocaust, die die deutschen Kritiker wie Leser nur verstören konnte – ohne einen Anflug von Pathos nämlich, ohne Leidensgestus des Opfers, vielmehr mit Unbefangenheit, sogar Humor. War es in „Nacht“ das vor dem Hintergrund eigener Erlebnisse lakonische Schildern des mörderischen Überlebenskampfes in einem ukrainischen Ghetto, das im Deutschland der 60er Jahre auf Unverständnis stieß, so sollte – wie kein Geringerer als Heinrich Böll meinte – mit „Der Nazi und der Friseur“ die „Ekelschwelle“ erreicht sein. Erlaubte sich doch Hilsenrath, in diesem grotesken Roman einen SS-Schergen zu schildern, der nach dem Krieg die Identität eines seiner Opfer annimmt und – aus KZ-Tagen mit einem Vorrat an Goldzähnen gut versorgt – ein beschauliches Leben in Israel führen kann. Nein, politisch korrekt – wie man das heute nennt – sind Edgar Hilsenraths Romane nicht. Auch nicht sein neuester, in dem zum Beispiel geschildert wird, wie die dem Nazi-Terror Entronnenen in Palästina von Glaubensgenossen nach Strich und Faden ausgenommen werden. Auch die Atmosphäre im ostjüdischen Shtetl, das harte Leben im Ghetto schildert Hilsenrath mit schonungslosem Realismus. Wenn er mit den „Abenteuern des Ruben Jablonski“ auch nicht das erzählerische Niveau seiner früheren Romane erreicht hat, so macht dieser sein erster rein autobiographische Roman doch eines deutlich. Die leichte, scheinbar oberflächliche Erzählweise, mit der er unverkennbar an die chassidisch-jüdische Erzähltradition anknüpft, ist Hilsenraths ganz eigener Versuch, die schrecklichen persönlichen Erlebnisse literarisch zu verarbeiten. „Die meisten wollen nicht mehr darüber sprechen“, heißt es einmal in dem Roman. „Auch nicht die, die im KZ waren. Sie verdrängen das Furchtbare.“ – „Ich weiß“, erwidert Jablonski. „Verdrängen ist aber ungesund. Diese Leute werden alle krank. Ich glaube, wenn man darüber redet oder schreibt, dann hilft das dem Gesundungsprozeß. Man muß alles herauslassen.“ Hilsenrath läßt alles heraus, ob das nun dem Leser paßt oder nicht. Er stattet seinen Jablonski mit einem mächtigen Lebenshunger aus, läßt ihn keine gute Mahlzeit, ob koscher oder nicht, verschmähen und immer auf der Suche nach sexuellen Abenteuern sein, deren Beschreibungen in diesem Buch nicht zu kurz kommen. Auf die Frage des Vaters, was er denn nun nach dem Kriege eigentlich werden wolle, antwortet Hilsenrath-Jablonski: „Gar nichts. Ich will atmen und leben und schreiben. Ich glaube, die Toten im Schlamm des Ghettos hätten mir recht gegeben.“

Edgar Hilsenrath: Die Abenteuer des Ruben Jablonski. Ein autobiographischer Roman Piper-Verlag, München/Zürich 1997. 326 Seiten, DM 44,-

© Thomas Diecks